

# BUNTE WELT

Nr. 19

Unterhaltungsbeilage

1934

## Malaga, Bar Internacional

Von Dr. Ernst Bod, Madrid

Ein Schaufenster mit Meeresgetier, Fleisch und Fisch, eine niedrige Tür — dahinter ein Vorhang, um das Sonnenlicht abzuhalten; ein weißgeländeter nüchternen Raum voll rotschuhfarbener Eifentücher und an der Ecke der Wirt, dick, schielend, mit einer ewig schmutzigen Schürze — das war die Bar Internacional in Malaga. Ein guter Aufenthalt? Si, Senor, das will ich meinen! Besonders abends, wenn die Freuden beginnen. Zuerst zieht die Vorsteherin eines Mädchenschulungsinstituts ein — wirklich, sie hat so aussehend, in ihrem streng hochgeschlossenen schwarzen Seidenkleid mit ebenso streng zurückgestäubten Haaren und einem Streifen auf der Nase. Diese ehrwürdige Dame arbeitete am Klavier. Einfache Kinderlieder spielt sie und Volksweisen, und ebenso einfach ist die Kleidung der Sängerrinnen, die sie zum Vortrag bringen: ein Schal um die Hüften. — Sonst nichts? Nein, sonst nichts, und auch seiner entledigen sie sich im Eifer des kindlichen Singens. Dann schwenken sie die Schals wie die Stierkämpfer ihre roten Tücher und das kaffeekonsumentende begeisterte Publikum schmeißt Hüte auf die Bühne, die die Künstlerin zum Dank für die empfangene Guldigung grazios aufsteht und sofort wieder zurückwirft. Das heißt in den Augen, caramba, wie das Licht, das über der Stadt steht.

Aber nicht das war es, was mir die Bar so teuer machte. Ich will nichts verschweigen, oder durch schöne Worte bemänteln, dies ist eine Geschichte ganz ohne jede Kunst und eigentlich müßte sie wahrheitsgetreu in Madrid beginnen, im Spechzimmer eines Arztes, und mit dem, was er gesagt hat: Gehen Sie nach dem Süden, um sich vom Madrider Klima zu erholen: So kam ich nach Malaga. Und über die Hauptpost dort ohne weitere Umwege in die Bar Internacional. Denn die Jungs auf der Hauptpost geben immer die besten Rat schläge.

Täglich Punkt zwölf Uhr versammeln sich in allen spanischen Städten die deutschen Ziviler auf der Hauptpost; dort muß man vorbeikommen. Mich haben sie in Malaga in die Bar Internacional geschickt; dort ist's richtig, haben sie gemeint, offenbar meiner langen Hosen wegen, und weil ich überhaupt städtisch gelleidet bin. Die Sonne glänzt und das Meer, und Malaga ist die wichtigste Hafenstadt Südpansiens; ihre Lage ist herrlich und ihr Klima ist herrlich, und Preise macht man dort — Preise, wie nirgends so billig. Dafür ist sie auch das Eldorado geschickterer Erfindungen. Si, Senor, ich habe sie kennen gelernt, und drei von ihnen wurden sogar meine Freunde; sie tragen ja Schuld daran, daß mein Aufenthalt im Süden ein so schnelles Ende fand.

Sie sind noch neu im Lande, Herr; Ihnen muß man einmal ein Kolleg über die soziale

Anatomie Spaniens lesen — sonst werden Sie mit Ihren transpyrenäischen Ansichten hier sehr bald Bankrott machen. Hier hat alles eine ehrwürdige Vergangenheit, das ist die Hauptsache. Gegenwart und Zukunft zählen nicht. Schauen Sie sich einmal den spanischen Adel an. Die Granden, die einst ein Reich beherrscht haben, in dem die Sonne nicht untergegangen ist. Heute hat man Lust, ihnen zehn Centimos und eine Zeitschrift für Kultur zuzuworfen, ist's nicht so? Wien, und jetzt wundern Sie sich, bitte, nicht über meine Freunde: Der eine war Vandalendirektor; gewesen natürlich. Und nach dem sonnigen Süden hat es ihn schon deshalb gezogen, weil er wegen kleinerer geschäftlicher Vergeßlichkeiten das Sonnenlicht seiner Heimat einige Jahre nur durch Gitterstäbe gebrochen genießen durfte. Jetzt ist er Kohlenkipper in Malaga in seiner freien Zeit; im Hauptberuf präsidiert er die Stammrunde in der Bar Internacional. Der andere aus der Bar war einmal Mönch — jetzt lebt er mit drei Frauen. Oder von ihnen? So genau habe ich das nie herausgebracht. Aber da war noch der dritte, der Rechtsanwält — auch ein gewesener — der hatte seine Mädchen, die für ihn arbeiteten, das war eindeutig. Eine feine Gesellschaft? Si, Senor, das will ich meinen: Ich habe mit den Caballeros Karten gespielt, drei Tage und drei Nächte — des Morgens voller Wike, des Abends toll und voll — und es gab keine Differenzen. Na also.

Natürlich waren die Karten gezinkt — sie hatten keine anderen. Dafür hatten sie sich aus der verklungenen Vergangenheit schöne Meden bewahrt und allegorische Bilder: der „Doktor“ zum Beispiel — ich sage das nur, um zu zeigen, wie förmlich es herging — wurde immer vor Spielbeginn gefragt, ob er auch: „ein Pferd laufen“ habe. Denn der Doktor besaß eine unglückliche Hand, und es wäre sehr peinlich gewesen, hätte er Spielschulden machen müssen. Hatte er jemanden „laufen“, dann war alles sehr einfach: dann brauchte er bloß vor die Tür zu treten und auf seinem Haustorschlüssel pfeifen, worauf sich aus dem Lichtkreis der nächsten Laterne eine weibliche Gestalt löste, herankam und summt ihre Handtasche überreichte. Und das Spiel ging weiter.

Ihre deutschen Maler haben die Entdeckung gemacht, daß Sonnenlicht silbern tönt. Mag sein im Norden oben. In Malaga ist die Sonne Gold, und das Meer ist Gold, und der Wein ist auch Gold, purstes Gold. Und wie haben wir ihn genossen! Allerdings nur, wenn der Wirt betrunken war, dann konnte man ihn umsonst haben. War er nüchtern, hat er höllisch scharf aufgepaßt, immer mit einem Auge auf das Spiel geschickt und mit dem anderen den Betrieb überblickt. War er betrunken, dann schielte er noch stärker,

aber er sah nicht mehr so klar. Das ging leider sehr rasch vorüber — Orgien mußte man deshalb im tempo furioso feiern, denn im tempo furioso kam gleich sein Kassenhammer nach. Und im Fluchen war er nicht kauszig: noch brannte der Wein und schon entflammte sein Haß gegen alles, was sich inzwischen an seinen Vorräten gütlich gelan hatte. Aber die Gäste, die Kellner, die Mädchen und die Fremden, die von der Straße hereingeholt wurden, fiel er her, in allen Sprachen der Welt: Spanisch, englisch, deutsch, französisch, selbst arabisch konnte man dabei lernen.

Da haben Sie die Erklärung für den Namen des Etablissements. — Die Stunden schwankten dort wie die Farben im Regen, die dem Rollen des Wassers nachgeben. Und jede dehnte sich und schillerte und bot immer wieder neue Überraschungen. Am schönsten war es immer, wenn einer der Spieler schreckensbleich aufsprang und jammelte, man habe ihm seine Brieftasche gestohlen. Da schmissen die anderen die Karten hin — wie könnte man ihnen als Ehrenmännern zuzumuten, unter solchen Umständen weiterzubleiben? Das knallte, schlimmer als eine Ohrfeige, und dabei war das ganze nur ein kleiner Scherz — die Brieftasche hat sich stets wiedergefunden. Lediglich ein einzigesmal nicht, und da war es die meine. Das geschah am dritten Tag meines Aufenthaltes in Malaga — für drei Wochen hatte ich mich gerüstet. Und so fuhr ich am Abend dieses dritten Tages wieder nach dem Norden.

Zu Zuge habe ich gelesen, daß Malaga, „die schöne“, in eine prächtige Bucht des Mitteländischen Meeres gebettet ist, daß sie überreich ist an immerblühenden Gärten, daß wie ein Berg aus ihrem Häusermeer die Kathedrale Santa Maria de la Encarnación emporragt, ein herrlicher Menajfanceban, der heute noch nicht fertig ist, und daß man von seinem Glockenturm einen entzückenden Rundblick über die Stadt und ihre reizvolle Umgebung genießt. Was ich noch sagen wollte, da man von mir immer Reiseschilderungen verlangt.

UPTON SINCLAIR:

### Briefe an einen Arbeiter

mit Zeichnungen von Lili Réthi Ké 20.—

Zu beziehen durch alle Kolporteurs

Auslieferung: Zentralstelle für das

Bildungswesen Prag XII, Slezská 13

# Wege zum sozialistischen Film

Reportage oder Satire? — Charlie Chaplin und René Clair. — Wo bleibt das sozialistische Filmarchiv?

Von Fritz Koenigsfeld.

Das zweitgrößte Filmproduktionsland der Welt, Deutschland, ist faschistisch; es überflutet die Kinos mit Filmen, die, zum Teil offen, als „nationale“ Tendenzfilme, zum Teil verdeckt, unter dem Deckmantel „harmloser“ Unterhaltung, militärischen, monarchistischen, imperialistischen Tendenzen dienen. Der italienische Film ist faschistisch; der österreichische, der ungarische Film sind reaktionär, verherrlichen die Offizierschicht der Vorkriegszeit und die leutentlichen Adeligen, die überaus mildherzig zu ihren Landpächtern sind und eine Atmosphäre patriarchalischen Friedens um sich verbreiten. Der russische Film, einst wichtiges Gegengewicht gegen die Erzeugnisse der kapitalistischen Filmindustrie, ist fast ganz aus den Kinos verschwunden; der Tonfilm hat seine künstlerische Basis erschüttert, seiner sozialen Struktur nach scheint der neue russische Tonfilm sich nur für das russische Kino zu eignen. Wer die ungeheure Bedeutung des Kinos als Waffe im Kampfe um die Herzen und Hirne der Menschen erkannt hat, muß sich in dieser Zeit die Frage vorlegen: was haben wir den faschistischen Filmen entgegenzustellen, die tagtäglich auf das Kinopublikum einwirken, wie parieren wir den Generalangriff der reaktionären Filmindustrien auf die Millionen und Millionen Kinobesucher? Können wir den getarnten faschistischen Propagandafilmen der Ateliers in Neubabelsberg und Tempelhof, in Wien und Budapest, in Rom und München sozialistische Aufklärungsfilme, ja auch nur die bescheidensten sozialistischen und demokratischen Propagandafilme gegenüberstellen?

Wir können es nicht. Wir haben keine eigene Filmproduktion, wir können keine haben, weil die Elektroindustrie seit Erfindung des Tonfilms die Filmherzeugung kontrollieren und jeden Meter Film mit einer Gebühr belasten, die die Filmproduktion für uns beinahe unerschwinglich macht. In den Zeiten des stillen Films konnte man mit wenig Geld einen Film drehen. Heute ist das unmöglich. Die Herstellung auch des kleinsten Films verdrängt Summen, die wir nicht aufbringen. Und selbst wenn wir den einen oder anderen Film hätten, wie bringen wir ihn in die Kinos? Er müßte in Sondervorstellungen laufen, während der faschistische Tendenzfilm als angebotener unpöplischer Unterhaltungsfilm im normalen Programm läuft, unvergleichlich mehr Menschen geistig erfaßt, politisch beeinflusst. Wenn wir sozialistische Filme schaffen, so werden sie uns bei sozialistischen Feiern gute Dienste leisten, die proletarische Kultur in eine neue Richtung lenken, bestimmte propagandistische Zwecke erfüllen (wie zum Beispiel die Filme der Konsumgenossenschaften); aber sie werden kaum die Konkurrenz mit den reaktionären „Unterhaltungsfilmen“ aufnehmen können, die von reichen Kinofirmen, in glänzend ausgestatteten Ateliers, mit unbegrenzten finanziellen Mitteln hergestellt werden.

Und doch wäre es verhängnisvoll und unverzeihlich, die Klinte ins Korn zu werfen und den Apparat des Kinos widerstandslos unseren Gegnern zu überlassen. Unsere Aufgabe ist es, unter den gegebenen Umständen, durch mündliche und schriftliche Aufklärung, also durch Vorträge und eine regelmäßige, unerbittliche Filmkritik, der reaktionären Wirkung des land-

läufigen Amüsierfilms entgegenzuarbeiten, immer wieder darauf hinzuweisen, welche Absichten hinter den lebenswürdig-harmlosen Operetten und scheinbar ganz unpolitischen Ausstattungsfilmen und Puffen stecken, die geistige Klassengebundenheit, den Klassencharakter der bürgerlichen Filmproduktion immer und immer wieder aufzuzeigen. Unsere Arbeit wäre aber von vornherein vergeblich, wollten wir dem Kinopublikum Aesche predigen, es überhaupt aus dem Kino zu vertreiben suchen. Nichts wäre gefährlicher, als aus der Erkenntnis der klassenmäßig reaktionären Einstellung der Filmindustrie den Film als solchen zu verworfen und dem Kinopublikum zu raten: geht überhaupt nicht ins Kino, dort will man euch politisch verdummen, dort impit man euch faschistische Gedankengänge ein. In der kritischen Arbeit, die wir zu leisten haben, kommt eine aufbauende, schöpferische, und die kann im Augenblick in nichts anderem liegen, als in der nachdrücklichsten Förderung aller Filme, die auf irgendeine, und sei es noch so vorläufige Art soziale Wahrheit aussprechen, sozialen Tendenzen dienen wollen.

Das sind heute nur einige Filme der amerikanischen Produktion und vor allem französische Filme. Nicht nur der erste realistische Film, wie etwa „Korruption“ oder „Bankrott in Amerika“, kann zum Sprachrohr sozialer Kritik werden, sondern auch die „Größe“, deren oftmals tiefe soziale Weisheit von großen Teilen des Publikums noch gar nicht erfasst wird. Wir wissen, wieviel scharfsichtige Gesellschaftskritik in den Komödien Charlie Chaplins steckt, aber wir übersehen, daß in den kleinen Grotesken eines Stan Laurel und Oliver Hardy die Welt des Reichtums und die Welt der Armut, das Leben des Müßiggängers und das Leben des arbeitenden armen Teufels gegeneinander ausgepielt, daß in den Gesellschaftsfilmen von Ernst Lubitsch, zum Beispiel in der wunderbaren Satire „Trübel im Paradies“, Geburtes und Geldadel mit Hochstaplerum und Gaunerverweien so geistreich konfrontiert werden, daß sich — gar kein Unterlassend heraussieht. Ein Film wie „Trübel im Paradies“, der erst die Müllabfuhr der Stadt und dann das Luxushotel der Reichen zeigt, hat mehr agitatorische Sprengkraft als eine mit größtem Ernst heruntergedrehte „soziale Reportage“. Auf dem Gebiet der Satire scheint auch die Zukunft des sozialen Films, der dann vielleicht ein sozialistischer werden wird, zu liegen. Denken wir nur an die Filme des französischen Meisterrégisseurs René Clair! Der besoffene Millionär, der im Nachtlokal mit Revolvern spielt, („Der vierzehnte Juli“) war ein Symbol der degenerierten bürgerlichen Gesellschaft, die als letztes Mittel zur Aufrechterhaltung ihrer Macht die Manonen sprechen läßt, und die Szene, in der der Besitzer eines Autos und der Chauffeur die Rolle tauschen, der Angestellte sich in den Fonds setzt, der betrunkene „Herr“ das Fahrzeug im Pflanzkürden dem Ungeheuer entgegenenernt, beleuchtet blickbarhaft und geipentisch die soziale Situation unserer Zeit. Zu dem satirischen Witz, der sich vor allem in „Es lebe die Freiheit“ auswirkte, kommt in den Filmen René Clairs die vollständige visuelle Darstellung des Volkslebens. „Unter den Dächern von Paris“ und „Der vierzehnte Juli“

waren soziale Filme“, weil sie, wirkliche Volksstücke gewesen sind, wie sie heute nur noch einige amerikanische Regisseure, ein King Vidor etwa, zu drehen vermag. Hier sind Anfänge sozialer Filmkunst zu finden, die auszubauen, die zu fördern unsere Sache ist.

Ueber den sozialistischen Filmen seien natürlich die dramatischen Reportagen von der Art des Großstadtkinderfilms „La Maternelle“ oder der Kleinstadtkindertragödie „Armer kleiner Held“ von Dubovier nicht bürgerlich-faschistischen Filmproduktion eben gehen dürfen. Antikapitalistische Filme dreht die kapitalistische Filmindustrie nicht; wohl aber wagt sie ab und zu einen satirischen Angriff auf die Bürgertwelt, die kritische Belandung eines Ausschnitts aus dem Leben in der gottgewollten Ordnung des Privateigentums. Diese Filme dem Arbeiterpublikum immer wieder zu empfehlen (ihre Reihe ist länger, als es scheinen mag, sie vermehrt sich um Filme wie „Hallelujah“ und „Weiße Schatten“, um justizkritische Filme wie „Das Frauengefängnis“), ist heute die produktivste Arbeit, die wir auf dem Gebiet des Films leisten können.

Sie müßte unterstützt werden durch die Gründung eines internationalen sozialistischen Filmarchivs. Die großen russischen Filme gehen uns verloren, die großen pazifistischen Filme der deutschen Produktion früherer Jahre verschwinden vom Weltmarkt, die alten Filme Charlie Chaplins, Buster Keatons, die Filme der schwedischen Regisseure, Filmvolksstücke im reinsten Sinn des Wortes, können von den gewerblichen Filmverleihanstalten nicht mehr bezogen werden oder liegen nur noch in zerfetzten, unbrauchbaren Kopien vor. Gute Exemplare dieser Filme zu sammeln oder neu anzuschaffen, eine Liste der verfügbaren Filmstreifen der stummen Filmepoche und der Tonfilmära herauszugeben, das wäre Sinn und Aufgabe eines Zentralarchivs; die katholische Filmbeziehung hat ihre zentrale Filmsammlung, der deutsche Faschismus legt ein Filmarchiv an — wir dürfen nicht zusehen, wie das wertvolle Filmgut, das in den letzten zehn, zwölf Jahren geschaffen wurde, in alle Winde zerflattert. Ein Filmarchiv ist eine Waffenkammer; das belichtete Band, das in diesem Arsenal in blechernem Trommeln liegt, kann im geistigen Kampfe um den Menschen eine entscheidende Rolle spielen. Wir dürfen diese Waffen ebensowenig verrotten lassen, wie wir die Künstler, die, jeder auf einen anderen Weg, zum sozialen Film vorzudringen versuchen, allein lassen dürfen. Sie brauchen für ihr Schaffen die Wirkung in die Breite und in die Tiefe der Menschheit, die nur der vom Geist der Freiheit und des sozialen Fortschritts erfüllte Teil des Kinopublikums, den nur das Proletariat ihnen zu geben vermag.

**Jeder Parteigenosse  
liest das Parteiblatt!**

# Auf dem Mond

Dann gab's auf einmal einen argen Krach — das Flugschiff war auf den Mond gestürzt. Seine drei Insassen lagen bestimmungslos auf dem feinen Boden. Der Vater, als der kräftigste von ihnen, war zuerst wieder auf den Beinen. Dann kam der Professor zu sich, schließlich auch Franz. „Sind wir nun auf dem Mond?“ fragte dieser. „Lauter Sand und Steine! Und was ist denn das? Der Himmel ist ganz schwarz und die Sonne sieht mitten unter den Sternen?“ So fragte der Knabe unablässig, aber niemand antwortete ihm. Es war, als hörten ihn die anderen nicht. Er konnte es nicht begreifen. Da berührte der Professor seinen Arm und bedeutete auch dem Vater, aufzuwachen. Dann zog er eine Pistole hervor und feuerte sie zwei, drei Mal ab. Man sah zwar den Feuerchein, aber man hörte keinen Knall. Franz sah, wie der Professor lächelte, dann seinen Notizblock nahm und darauf schrieb: „Da es auf dem Mond keine Luft gibt, die den Schall zum Ohr trägt, so kann man hier auch nichts hören. Alles, was wir uns sagen wollen, müssen wir daher aufschreiben.“

Vater und Sohn nickten, zum Zeichen, daß sie verstanden hatten und wiesen fragend auf den schwarzen Himmel mit Sonne und Sternen. Der Professor schrieb: „Wo die Luft fehlt, gibt es keinen blauen, durchleuchteten Himmel. Daher sieht ihr die Sterne auf schwarzem Grund.“ — „Das ist doch eine schaurige Welt!“ dachte Franz. „Hier könnte man Lärm machen und keiner würde was hören. In der Schule würde es nur schriftliche Arbeiten geben und die Leute könnten sich bloß brieflich zanken.“

Alles ringsum war kahl und öde. Nicht ein grünes Fleckchen weit und breit, kein Baum, kein Strauch, kein Vogel in der Luft, kein Tier auf dem Boden. Nichts als zackige Bergketten und sonderbare Felsklippen, mit tiefen Kratern

in der Mitte. „Wie hohle Backenzähne!“ sagte Franz. Und wie merkwürdig schnell und leicht man auf dem Mond vorwärts kam. Görnlich als ob man fliegen sollte. Franz nahm einen Stein und warf ihn in die Luft. Der Stein flog so hoch, daß er ihn kaum noch sehen konnte und kam erst weit, weit weg wieder zu Boden. Der Professor lächelte über die Bewunderung des Knaben, dann nahm er einen kleinen Kulauf, sprang von einem niedrigen Hügel hoppla! hoch in die Luft, über einen haushohen Kegel hinweg, und schwebte jenseits wieder sanft herab. Als die beiden andern wieder bei ihm waren, schrieb er in seinen Block: „Der Mond ist viel kleiner als die Erde. Man könnte aus der Erde 49 Monde machen. Daher zieht der Mond auch die Gegenstände viel weniger stark an als die Erde. Ein Körper wiegt auf dem Monde nur etwa ein Sechstel seines Gewichtes auf der Erde. Daher können wir hier sechsmal höher werfen und sechsmal höher springen als auf der Erde.“

Schließlich kam die Nacht. Ganz plötzlich tiefe Finsternis ringsum. Bis — ja bis auf einmal die Erde aufging und leuchtete. Deutlich sah Franz auf ihr die ihm vom Globus her bekannten Umrisse der Länder und Meere. Das große Dreieck von Südamerika, den Atlantischen Ozean, die weiße Schnee- und Eiskuppe auf dem Südpol. So war den Reisenden nun der Mond zur Erde und die Erde zum Mond geworden und der gelehrte Professor erklärte, daß das alles ganz selbstverständlich sei. Denn genau so, wie von der Erde aus gesehen der Mond als Gestirn am Himmel schwebt, muß vom Mond aus gesehen die Erde als Gestirn erscheinen, nur daß sie eben größer ist.

Aus „Seltsame Geschichten des Dr. Mehnke“ von B. S. Bürgel.

# Angriff mit Folgen



expressen wollen. So beruhigte ich mich. Gerade wollte ich schlafen gehen, da klopfte es. Ich stieg, machte aber auf, und Hansen kam in die Tür. Er habe da einen kleinen Tropfen... Wir setzten uns, und so ging es zwei, drei Stunden. „Und jetzt, Kapitän“, sagte Hansen plötzlich, „sollen Sie an ein großes Geheimnis wissen: wir haben eine Frau an Bord.“ Er ließ mich toben, dann erklärte er: „Nein, ich habe die nicht hereingeschleppt. Ich wollte es, gewiß, aber der Erste wollte es genau so gut, und die Schuld hat der Dritte. Ihm gehört sie, Kap'n Hundertmark! Es ging nicht anders, sage ich Ihnen. Wir hätten Mas Hedde niemals ohne sie heil nach Europa geschafft. Ich will in dieser Minute wieder die Deckmatratze auf einem alten Segelschinder sein, wenn ich die Unwahrheit rede. Wir haben Mas glücklich und richtig fand ich ihn im Yoshinawara. Soweit trifft mich die Schuld, weil ich ihm die Gegend erschloß. Unter den Japanerinnen war eine richtige kleine Puppe mit porzellanenen Händen und Augen, wie gemalt. Sie sah in der Mitte der Teestube, hatte eine Laute in der Hand und zirpte wie ein Grasshüpfer so dünn und wie Limonade so süß immer andere Lieder, Lieder von Schmetterlingen, die sich in Blumen verlieben, Lieder von Goldfischen und Pagoden und diesem Zeug. In die verguckte sich der Dritte — unglücklicherweise sie sich aber auch in ihn — und das war schlimm, weil sie noch ganz fürchtbar jung war und nach geltendem Elternrecht von den Besitzern der Teestube irgendeinem alten Kaufmann für ein Vermögen verkauft werden sollte...“

Jemandem müssen sich die beiden verständigt haben. Kap'n, wenn zwei verliebt sind und der eine spricht Hindostanisch, der andere Plattdeutsch, sie verstehen sich doch. Hedde hatte sich irgendwo im Teehaus versteckt, wurde mit der „Jasminindustend“, so heißt sie, erwischt... und was tun die Kerle mit einem dritten Offizier unserer Handelsmarine? Binden ihn in einem Hinterzimmer an einen Bambuspfahl und an einen andern die Porzellanfigur. Konfultatskrach? Lieber Kap'n Hundertmark, wenn einer dieser prächtigen Ringer das gebogene Schwert nimmt, das bei diesen Kerlen immer 500 Jahre alt ist, dann nützt keiner Seele eine diploma-

# Die Kleine von Yoshinawara

Von Peter Biffig.

Kapitän Hundertmark trant sämweigend drei Greys hintereinander. „Habe ich Ihnen eigentlich“, fragte er, „die Geschichte vom Dritten der „Trinitas“ aus Tokio einmal erzählt?“ Nein? „Der Kasten lag nämlich damals in der Bucht. Landurlaub sollte es auch geben. Der Dritte, Mas Hedde, ein eben zwanzigjähriger blonder Junge aus Hienzburg, freute sich wie'n Stint. „Nunja“, sagte ich zu ihm, „daß Sie mir keine Dummheiten machen! Hier unten gibt's doch das verurteilte Yoshinawara. Nehmen Sie sich in acht, Hedde, soviel sage ich Ihnen!“

Er, zum erstemal da unten, lächelte nur und ging unbekümmert mit dem Steuermann an Land. Das erste, was drei Tage später kam, war eine üble Nachricht aus Hongkong, und da folgten wir gerade hin. Es war mal wieder mulmig dort. Die Kulis machten Krach. Sie wollten mehr Reis oder besseren Reis oder mehr Bambus oder besseren Bambus, und machten Revolution. „Warten“, hieß es im Telegramm der Meederei. Man nahm überall an, die Chinesen würden sich schnell genug beruhigen.

Es dauerte an zwei Wochen, und das war schon zu lange für Mas Hedde. Beinh Tage nämlich waren kaum um, da fehlte der Dritte auf der „Trinitas“ beim Appell. Keiner wollte etwas wissen. Der Steuermann zuckte die Achseln. „Geht das an“, fragte ich, „und ist das nicht schlimmer Verstoß gegen die Disziplin?“

Am nächsten Morgen bekam ich's mit der Angst und hefte den Ersten — Hansen fuhr damals mit mir, der jetzt einen der großen Sapa-Kasten nach New York besichtigt — und mit ihm den Steuermann an Land. Sie kamen gegen Mitternacht wieder, ohne eine Spur gefunden zu haben.

Am nächsten Morgen weckte mich ein Rumoren auf Deck... ich raus... gerade sah ich noch ein japanisches Fischerboot abstoßen. Die Wache machte ihr blödestes Gesicht. Nein, es sei nichts... sie hätten nur den Keel, der so früh am Morgen mit Seide handeln wollte, von Deck geschmissen. Als ich wieder in der Kajüte war, glaubte ich, beim Steuermann nebenan Krach zu hören, und fragte durch die dünne Wand. „Ach“, sagte eine verschlafene Stimme, „ich bin man bloß aus der Koje gepurzelt...“

Mittags ging ich zum Konjul. Ja, man wolle tun, was man könne. Was das auf gut Deutsch heißt, weiß kein Seemann. Also lichtete ich am Nachmittag, einen halben Tag später, als ich Befehl hatte, die Anker.

Bei der Spärrunde am Abend — ich denk', ich bin besoffen. — stand doch am Heck Mas Hedde, mein Dritter, mit den unschuldigen Augen der Welt. Das Gewitter hätten Sie erleben müssen! Aber er sagte keinen Mund, bis ich fertig war, und erklärte nun leisernd, die verurteilten Japen hätten ihn festgehalten und

hüde Note in diesem Ordnungstaat. Uns gegenüber waren die Herren Japaner höflich... man hatte ihnen geschäftlichen Schaden zugefügt, dem Mädchen den Aufenthalt im Hause, das Warten auf einen Krösus vergäkt. Dafür verlangten sie die Kleinigkeit von 20.000 Yen. Wir sollten das Geld liefern... dann könnten wir unsern Dritten wiederhaben, bei 10.000 Yen mehr das Mädchen dazu.

Nun es kurz zu machen, ich erzählte den drei Beuten unserer Leute, was los war, und gestern Nacht, als Sie, Kap'n, schliefen, machten wir uns daran. Die Matrosen mühten ins Zerhaus. Wir lungerten im Garten. Gegen die erste Morgendämmerung gab es hinter den dünnen Mauern einen dumpfen Klump. Dann hörte man leise Stimmen... Fünf Menschen traten aus dem hinteren Eingang: unser Dritter die drei Leute und das Japaner-mädel. Was nun? Der Wächter lag betäubt auf der Matte; unsern Verkleideten hatten wir in Freiheit... Die Jasmindustende hätte sterben müssen, wenn wir sie zurückgelassen hätten. Mas erklärte, er denke nicht daran, allein das Schiff zu betreten. Noch am selben Tage würde er sich auf dem Konsulat melden, trauen lassen... und dann könne ihm niemand verweigern, seine Frau auf der „Trinitas“ in seine Kabine und nach Deutschland zu bringen. Er habe die Suppe für das Mädel eingebracht; also müsse er, als Kavallerier, sie mit ansöffeln. Nun tun sie, was Sie wollen! Nur eins halte ich für das Wäd-finnigste, was Sie tun können: Strach machen!

„Ja“, meinte Kap'n Dundermark, „ja“

da schön in der Patsche. Wir hatten eine Fran-sender Nation doch schließlich ganz einfach ge-raubt. Hätte man den Dritten nur zum Kon-sulat gehen lassen, dann hätte ich die Sache gegenüber der Meherei vertreten können, und die Japanerin wäre unserer Staatsangehörig-keit teilhaftig gewesen. Aber seine Kameraden wollten Kedde nicht so unüberlegen in eine Ehe mit einer Farbigen verwickeln. Kedde stellte mir schließlich seine Begleiterin vor. Eine Puppe, sage ich Ihnen!

In Hongkong ging wieder nicht alles glatt. Es wurden sechs Tage. Drei, vier Stunden vor Marschflug kamen ein paar Geldhändler an Bord, um uns chinesischen Wein zu verkaufen, keine Chinesen, sondern Japaner. Auf Deck wurden wir nicht handelseins. Wir sahen noch zwei Stunden in der Messe, bis es finstere Nacht war. Und dann schlossen wir auf 300 Flaschen ab, die innerhalb einer Stunde abgeliefert werden sollten. Wir warteten aber noch eine Stunde über die Zeit... kein Boot kam in Sicht. „Alle Mann an Deck...!“ Wer fehlt? Unser Dritter. Auf-geregtes Suchen. Der Steuermann riß die Ra-jütstür auf: da lag ein Bettel, und auf dem stand, daß sie das Mädel und den Dritten mit-nähmen. Sie hatten die beiden betäubt. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich bis heute noch nicht. Und das ist die Geschichte, die ich an Bord der „Trinitas“ mit meinem Dritten, Mas Kedde, und der Jasmindustenden aus dem Noshivara erlebte. Fragen Sie Danden; der weiß es ganz genau. Er ist dann auch nie mehr auf dem Rasten nach Tokio gefahren...

unserer Genossen der Polizei in die Hände fielen.“

Und eines Morgens prangte eine blutig-rote, in aller Eile quer über sein Ausschängeschild hingeworfene Aufschrift: Verräter!

Er gab sich keine Mühe, dieses Menetekel abzuwaschen.

Als der Wagen vorfuhr, der sein Mobilar wegbringen sollte, schien die Gasse und der große Bau tot. Aber hinter jedem Fenster, aus jeder Wohnung starrten haßerfüllte Augen auf sein verlegenes geschäftiges Tun, auf jede seiner Be-wegungen. Wenn Blide töten könnten, hätte er seinen verdienten Lohn erhalten, ehe er noch die Kollbalken hinter dem leeren Laden schloß.

## Dies und das

Als das älteste Museum der Welt dürfte das Museum in Nara in Japan anzusehen sein, das im Jahre 756 gegründet wurde und noch heute besteht. Es enthält mehr als 8000 Stücke, meist asiatische Kunst. Merkwürdigerweise ist es nur im Frühjahr geöffnet.

Nicht alle Geldmünzen sind rund. Zur Zeit des großen Goldfiebers wurden in Kalifornien im Jahre 1849 Iwanjaldollarstücke geprägt, die sechseckig waren.

Die englische Sprache wird von 180 Mil-lionen Menschen gesprochen, die russische von 140 Millionen, Deutsch von 80 Millionen, Fran-zösisch von 70 Millionen, Spanisch und Italie-nisch von 50 Millionen und Portugiesisch von 25 Millionen.

Alle Tiere schlafen am besten nach dem Essen; man kann das besonders auch an Hun-den und Katzen beobachten, die sich zu einem Schlafen zusammenschließen, wenn sie satt sind. Der zivilisierte Mensch hat diese Gewohnheit im Laufe der Zeiten abgelegt; er schläft mit vollem Magen nicht gut.

## Heiteres

Logik. Der Lehrer erzählt von jenem römi-schen Helden, der jeden Morgen vor dem Früh-stück dreimal über den Tisch schwamm. Wer sichert? Natürlich Moris. „Du zweifelst doch nicht, daß ein geübter Schwimmer das kann, Moris?“ — „Nein, Herr Lehrer“, sagt Moris. „Weshalb soll ich zweifeln? Ich wundere mich nur, warum der Römer nicht viermal geschwommen ist, damit er wenigstens an dem Vier ankomme, wo seine Kleider liegen.“

Unter guten Nachbarn. Hausierer: „Ihre Nachbarin hat mich hergeschickt, Sie wür-den mir gewiß was abkaufen.“ — Hausfrau: „Na, die scheint mich ja für recht wohlhabend zu halten. Was haben Sie denn?“ — Hausierer: „Insektenpulver!“

Ueberrumpelt. Fremdenführer: „... und hier ist das berühmte Echo, das fünfundsanzig-mal wiederholt, was man hineinruft.“ — Frem-der: „Ganz nett, aber bei uns haben wir ein noch viel berühmteres Echo. Wenn man da ruft: „Wie geht's“, antwortete das Echo: „Danke, gut.“

Das kleinere Uebel. Man kann den Leuten nie recht machen. Keulich beschwerten sich unsere Nachbarn, daß unser Dingies so viel schreit. Nun singt meine Frau das Kleine immer wieder in den Schlaf. Was meinen Sie, gestern nacht klopfte es an die Wand und ruft: „Schreien lassen — Schreien lassen!“

## Der Geächtete

Von Peter Bitter

Er hatte einen kleinen Laden in dem riesi-gen Gebäudelomplex gegenüber der Train-station im zwölften Bezirk.

Als die Schießerei allmählich aufhörte, Polizei und Heimwehren das Viertel besetzten, sahen ihn einige Arbeiter in Begleitung eines Wachmeisters die Straße entlang gehen. Der Polizist wies auf verschiedene Fenster.

„Sie haben Ihren Laden hier — Sie müs-sen wissen, ob aus diesen Fenstern geschossen worden ist.“

Ob er es wußte, ob er angab, daß aus jenen Fenstern geschossen wurde, konnten die lauernden Arbeiter nicht feststellen — aber er sah sich ihnen um und senkte die Stimme, so daß der Polizist angewungen war, näher an ihn heranzutreten.

Jedenfalls nahm die Polizei sehr viele Verhaftungen vor, darunter auch einige Unter-führer des Schwabundes. Was heute ist noch kei-ner von ihnen zurückgekommen...

Obwohl der Großteil der Arbeiter jenes Viertels ohne Beschäftigung ist, ging sein Ge-schäft ziemlich gut — bis zu jenem Vorfall, da er mit dem Wachmeister nach der Schießerei ge-sehen worden war. Seit jenem Tage betrat kein Mensch mehr seinen Laden. Die Arbeiter gingen mit gehaltenen Häufen und finsternen Miene daran vorbei, ohne seine unterwürfigen Grüße und Bemerkungen zu beachten. Zuerst dachte er: Sie werden schon wieder kommen... Denn er war so ziemlich der einzige, der auf Kredit gab in der Siedlung.

Dann aber, als bereits drei Tage verstrich-ten waren und sein Geschäft wie eine Festgrube gemieden ward, schickte er seine Tochter vor — ein Mädel von achtzehn Jahren, mit einem von Fäden überfüllten Gesicht. Sie ging zögernd von Tür zu Tür, erkundigte sich nach dem Befinden,

sprach im Türrahmen mit den Frauen, unge-schickt und nicht imstande, Worte der Entschul-digung für den Vater zu finden, der unter so schwerem Verdacht stand. Die meisten Frauen nahmen diesen Versuch zum Anlaß, um zwar schwereren Herzens, ihr den Rest der gestundeten Beträge hinzuwerfen. Obzwar in diesen Tagen jeder Groschen mehrmals als sonst in der Hand umgedreht wurde, bevor man ihn veranlagte. Und manche der Frauen warf eine Bemerkung hin: „Unseren Vater haben sie geholt!“

Das Mädel suchte unter diesen oder äh-nlichen Worten wie unter einem Reißzweckenstich zu-sammen, ging weiter von Tür zu Tür — gab es schließlich auf und kam weinend in den Laden zurück.

Nun beschloß der Alte, selbst den bitteren Gang zu versuchen. Mit unendlicher Verebam-keit suchte er sich von dem Verdacht reinzu-waschen — übersehend, daß gerade dies erst recht die Arbeiter von seiner Schuld überzeugen mußte. Und je mehr er redete, desto verschlossener und schweigamer wurden die Bewohner der Sied-lung, denen er immer wieder beteuerte, daß zwi-schen dem Gespräch mit dem Wachmeister und den Verhaftungen kein Zusammenhang bestünde. Sie hörten ihn zwar an, aber ihre steinernen ab-weisenden Gesichter spiegelten ihm die wahre Meinung jener wider, die vier Tage lang hinter Barrikaden der Polizei und den Heimwehrsol-daten getrogt hatten. Er bekam nur einflüßige Antworten: „Und mein Mann?“ — „Und unser Vater?“

So ging das zwei Wochen. Kein Mensch be-trat den Laden und jeder im Viertel, der es noch nicht wußte, erfuhr es: „Wir haben ihn mit der Polizei gesehen, wir hörten, wie ihn der Wach-meister ausfragte. Wir wissen, wie er, der von unseren schwer erworbenen Groschen profitierte, durch Dummheit oder Verrat dazu beitrug, daß